

Bernd Gehlken

# Die Verwendung des Forstbegriffes in der Pflanzensoziologie, der Vegetationskunde und der Landschaftsplanung

*The use of the term 'Forst' in phytosociology, vegetation science and landscape planning*

## 1 Einleitung

Die Soziologie der Baumbestände (von den PflanzensoziologInnen „Waldsoziologie“ genannt) war lange Zeit – und ist es heute zum größten Teil immer noch – von der Idee beseelt, in den Wäldern „die Natur“ abgebildet zu sehen. Bereits in den 30er und besonders in den 50er Jahren begannen aber TÜXEN und seine Schülerinnen und Schüler auch den menschlichen Einfluß auf die Wälder zu thematisieren. TÜXEN kreierte 1950 für die „anthropogenen Wälder“ die Begriffe „Kunstforsten“ oder „Forstgesellschaften“. In den folgenden Jahren wurden diese Begriffe und ihre Inhalte (die Forst- bzw. Waldgesellschaften) fachlich intensiv diskutiert.

Die Pflanzensoziologie ist wissenschaftstheoretisch eine Forschungsdisziplin auf der Ebene der akademisch systematisierenden Beschreibung von Naturphänomenen. Mit Hilfe der pflanzensoziologischen Arbeitsmethode werden die Pflanzengesellschaften abgebildet, qualitativ verglichen, typisiert (v. GLAHN 1968) und systematisiert. Dementsprechend stehen bei der pflanzensoziologischen Debatte um den Forst syntaxonomische und synsystematische Fragen im Vordergrund. Die Vegetationskunde geht über die induktive phänologische Beschreibung der Vegetation durch die Pflanzensoziologie hinaus und versucht, den „Gehalt“ (PANOFSKY 1979) des bearbeiteten Materials zu erschließen (vgl. auch HAAG 1994; HÜLBUSCH 1986; LÜHRS 1994). TÜXEN bezeichnete diesen Schritt 1961 als „das Erkennen des Wesens einer Pflanzengesellschaft“, das „ein besonderes und tiefes Nachdenken“ erfordert und „das von der beobachtenden und messenden Beschreibung der Pflanzengesellschaften ... durchaus verschieden ist“ (ebd.: 64). So gab es immer wieder ausgiebige vegetationskundliche Debatten zur Abgrenzung des Forstbegriffes vom „natürlichen Wald“, die weit über die engen soziologisch-systematischen Fragen hinausgingen und immer auch ökonomische Fragen berührten.

Seit wenigen Jahren erst erfahren Wald und Forst eine Beachtung in der Landschaftsplanung. Während der Wald von der Landespflege bereits sehr lange vereinnahmt wurde (anfangs als Symbol deutsch-nationaler Gesinnung, später in Anbetung seiner „Wohlfahrtswirkung“ und seiner herausragenden Bedeutung für den Naturhaushalt), hat ihn die Landschaftsplanung bisher eher stiefmütterlich behandelt – wohl auch weil es so schwer ist, sich dem Wald und dem Forst pflanzensoziologisch und vegetationskundlich zu nähern (AUTORINNENGRUPPE 1995). Das Interesse der Landschaftsplanung gilt dabei besonders den verschiedenen „Wald“nutzungsformen und den dahinter verborgenen ökonomischen Notwendigkeiten und Philosophien.

Um die unterschiedliche Verwendung des Forstbegriffes in Pflanzensoziologie, Vegetationskunde und Landschaftsplanung deutlich zu machen, sollen nun hier die Debatten und ihre Ergebnisse kurz dargestellt werden. Dabei wird gleichzeitig ein kleiner Einblick in die Disziplingeschichte gewährt.

## 2 Die Entwicklung des Forstbegriffes in der Pflanzensoziologie

Die begriffliche Trennung von Baumbeständen in Wälder und Forsten hat in der Pflanzensoziologie und der Vegetationskunde eine lange Tradition. TÜXEN prägte 1950 den Begriff der künstlichen „Forst-Gesellschaften“ als Abgrenzung von den „natürlichen Waldgesellschaften“.

„Unter ‚natürlich‘ verstehen wir ... diejenige Waldgesellschaft, die sich heute bei Aufhören des menschlichen Einflusses an einem bestimmten Standorte einstellen würde“ (TÜXEN 1950: 218).

Im Gegensatz dazu werden die Forst-Gesellschaften durch „künstlich angebaute Holzarten“ (ebd.) bestimmt. Im Vorwort zu MEISEL-JAHNS Arbeit über die Kiefernforsten Nordwestdeutschlands präzisiert TÜXEN seine Definition der Forstgesellschaft folgendermaßen:

„Bestände künstlich begründeter gebiets- und auch gesellschaftsfremder Holzarten, die unmittelbar oder nach Einschaltung anderer Ersatzgesellschaften an die Stelle der natürlichen Waldgesellschaft getreten sind, ... haben wir ... als ‚Forstgesellschaften‘ zusammengefaßt“ (TÜXEN in: MEISEL-JAHN 1955: 7).

Doch so klar und deutlich diese definitorische Trennung der Baumbestände in Wälder und Forsten zunächst auch erschien, so deutlich zeigten sich in den folgenden Jahren die Probleme beim Umgang damit.

Zunächst tauchte nach den in den späten 40er Jahren begonnenen (z. B. ELLENBERG [1947] 1968) und dann in den 50er Jahren systematisch fortgesetzten Untersuchungen der Nadel-Forstgesellschaften (z. B. BUCHWALD 1951; MEISEL-JAHN 1955) die Frage nach deren Stellung im pflanzensoziologischen System auf. MEISEL-JAHN (1955) spricht sich deutlich gegen eine Bezeichnung der Forstgesellschaften als Assoziationen aus und weigert sich auch, den Forsten irgendeinen systematischen Rang oder Status zuzugestehen. Und dieses, obwohl die „Nadelforsten eine floristische Annäherung an die natürlichen Nadelwälder“ (ebd.: 15) zeigen. Zwar verfügen die Forstgesellschaften weder über eigene Kennarten noch über die „vollständige charakteristische Artenkombination natürlicher Nadelwälder“ (ebd.), doch wäre ihre Zuordnung zu einzelnen Verbänden der Nadelwälder (z. B. *Pinion sylvestris*) durchaus möglich. MEISEL-JAHN will sich aber auch zu diesem Schritt nicht entschließen und plädiert statt dessen – wie auch TÜXEN – dafür, die Forstgesellschaften weiter als unselbständige Gesellschaften zu behandeln, weil sie „wohl auch nicht selbständige lebensfähige Pflanzengesellschaften“ (ebd.) seien.

„Da sie durch künstliche Begründung gesellschafts- und standortsfremder Holzarten an Stelle natürlicher Waldgesellschaften entstanden sind, können sie zum großen Teil auch nur künstlich erhalten oder immer von neuem künstlich geschaffen werden und lassen sich ... nicht in ein natürliches System einpassen (Prof. TÜXEN mündl.)“ (MEISEL-JAHN 1955: 15).

Auch diese Begründung ist allerdings alles andere als einleuchtend, weil ja gerade die „künstlich erhaltenen“, d. h. anthropogenen Pflanzengesellschaften (wie z. B. das Grünland, die Äcker, die Heiden, die Trittschichten usw.), seit jeher einen festen Platz im pflanzensoziologischen System haben. Es wäre also streng induktiv durchaus möglich gewesen, die Kiefern-Forstgesellschaften den „natürlichen“ Waldassoziationen zuzuordnen. MEISEL-JAHNS Vorbehalte gegen diesen Schritt haben aber Gründe, die nicht formal pflanzensoziologischen oder syntaxonomischen Ursprungs sind. Vielmehr mischen sich bei ihrer Betrachtung pflanzensoziologische Anschauungen mit waldgeschichtlichen bzw. ökonomischen. Sie hält die Trennung der induktiven pflanzensoziologischen Beschreibung und ihrer vegetationskundlichen bzw. waldwirtschaftlichen/forstwirtschaftlichen Interpretation nicht konsequent durch. Es widerstrebt ihr offensichtlich, die als anthropogen hergestellt erkannten Forstbestände in ein für natürlich gehaltenes Waldsystem einzuordnen.

Diese Einstellung wird in den folgenden Jahren von einigen Autoren kritisiert, und es werden mehrere eigene Forstgesellschaften beschrieben.

„PASSARGE (1962) befürwortet Forstgesellschaften als eigene Assoziationen und ordnet sie nach floristischen Merkmalen den entsprechenden Klassen zu. Zur Unterscheidung von den natürlichen Gesellschaften setzt er das Suffix ‚Pseudo‘ vor den Namen“ (OBERDORFER 1992: 80).

SCAMONI (1966) kommt in einem Aufsatz über Kiefernforste zu dem Schluß, daß „sich auch die Forstgesellschaften in eine natürliche Ordnung der Vegetation eingliedern [lassen] und eine wissenschaftliche Bezeichnung erhalten“ können (ebd.: 307). Er beschreibt in seinem Text eine Kiefernforstgesellschaft als eigenständige Assoziation (*Dicrano-Pinetum marchicum*).

Auf dem Symposium der Internationalen Vereinigung für Vegetationskunde 1969 wird die soziologische Stellung der Forsten in einem Vortrag von SISSINGH (vgl. SISSINGH 1975) offensiv thematisiert und die Anerkennung der Forsten als eigenständige Assoziationen gefordert. SISSINGH bezeichnet hier die Versuche, die Begriffe „Waldgesellschaft“ und „Forstgesellschaft“ floristisch näher zu definieren, als „gekünstelt“ und „nicht gerade überzeugend“ (ebd.: 319f.). Er macht damit deutlich, daß diese Begriffe keine pflanzensoziologischen Kategorien sind, sondern forstwirtschaftliche, und sie deshalb einer soziologischen Einordnung der „Kunstforsten“ nicht im Wege stehen dürfen. In der Debatte über SISSINGHs Vortrag revidiert auch TÜXEN seine ehemalige Sichtweise und erkennt die Einfügung der Forstgesellschaften in das soziologische System an.

„Wenn man die ... Grünlandgesellschaften oder die Heide ... oder die Ackerunkrautgesellschaften als Assoziationen bezeichnet, so wird man auch, ohne einen logischen Fehler zu begehen, die Forstgesellschaften als Assoziationen betrachten dürfen. ... Dort bin ich ganz seiner Meinung, und ich sehe hier eine gewisse neue, sagen wir, Phase unserer pflanzensoziologischen Entwicklung beginnen, die eine lange Keimruhe brauchte, aber die heute, sozusagen, das Licht der Welt erblickt hat“ (TÜXEN in: SISSINGH 1975: 333f.).

Neuere Veröffentlichungen sind vielfach durch eine Ignoranz gegenüber dieser Debatte, aus der alle Beteiligten sicherlich viel gelernt haben, ausgezeichnet. Bei OBERDORFER (1992: 79f.) werden die „Kunstforste aus Kiefer und Fichte“ nur lapidar damit abgetan, eine Bearbeitung dieser Bestände „würde sich ... nicht in das Konzept dieses Werkes einfügen und soll[e] deshalb unterbleiben“ (ebd.: 80). Anscheinend wird die Wald- oder besser Forstsoziologie immer noch als ein natürliches System verstanden.

ZERBE (1994) und ZERBE & SUKOPP (1995) kramen gar die längst geklärte Frage der soziologischen Behandlung der Forsten wieder hervor und versuchen ihre Auffassung, eine Aufnahme der Forsten ins pflanzensoziologische System sei konsequent und richtig, als neue Erkenntnis zu verkaufen. Dazu führen sie scheinbar erneut die Debatte der 60er Jahre (an der SUKOPP sogar beteiligt war – vgl. SISSINGH 1975: 337f.) und unterschlagen dabei den eben beschriebenen Lernzuwachs und Sinneswandel der „pflanzensoziologischen/vegetationskundlichen Forschungs-Gemeinde“. In Wirklichkeit fallen sie aber weit hinter das Ergebnis der damaligen Debatte zurück, indem sie vorschlagen, Forst-Assoziationen mit dem Namenszusatz „Culto-“ zu versehen. Dieser Vorschlag stammt von SCAMONI aus dem Jahre 1963! Damit führen sie erneut ökonomische Kategorien in das induktiv beschreibende pflanzensoziologische System ein, dessen Ordnung auf floristisch-soziologischen Gemeinsamkeiten basiert und selbst noch keine Interpretation der Bestände in „natürlich“ oder „künstlich“ enthalten sollte.

Wie KLAUCK (1996: 348) feststellt, schließt eine „vegetationskundige Soziologie ... immer die kulturbedingten Arbeiten an den Pflanzengesellschaften mit ein“. Damit ist dann auch die krampfhafteste Unterscheidung in „Culto“-Forsten und angeblich natürliche Wälder für die Soziologie überflüssig. Praktisch ist sie sowieso nicht. KLAUCKs Vorschlag ist deshalb so einfach wie einleuchtend:

„Entsprechend handelt es sich bei einer pflanzensoziologischen Betrachtung der Baumbestände um eine Forstsoziologie, in der die wirtschaftlichen Aspekte ... in die Betrachtung mit einfließen“ (KLAUCK 1996: 348).

### 3 Der Forstbegriff in der Vegetationskunde: Zwischen pflanzensoziologischer und forstgeschichtlicher bzw. ökonomischer Betrachtung

Während man sich bei der soziologischen Frage schließlich auf die Beibehaltung pflanzensoziologischer Grundregeln einigte und das Problem so befriedigend geklärt werden konnte, ist die von TÜXEN 1950 eingeführte Trennung der Baumbestände in „Forstgesellschaften“ und „natürliche Waldgesellschaften“ immer noch durch große Konfusion gekennzeichnet. Das liegt vor allem an der in Fachkreisen ungenügend praktizierten methodischen Trennung zwischen der pflanzensoziologischen Beschreibung und der vegetationskundlichen Deutung als Interpretation. Immer wieder wurden so pflanzensoziologische und nutzungsgeschichtliche Überlegungen und Betrachtungen durchmischt.

Im Folgenden wird kurz die Verworrenheit der verschiedenen Begriffe und Definitionen beschrieben, um dann abschließend eine landschaftsplanerische Definition der Begriffe „Wald“ und „Forst“ darzustellen.

TÜXENs Definitionen von 1950 und 1955 sind recht eng gefaßt und decken nur die äußeren Pole der real vorhandenen Baumbestände ab: Die „natürlichen Wälder“ sind vom Menschen völlig unberührte „Urwälder“, die „Forstgesellschaften“ vom Menschen künstlich hergestellte Monokulturen standortsfremder Holzarten, also „Plantagen“. Bereits 1956 wies v. HORNSTEIN in einem Brief an TÜXEN darauf hin, daß diese Definition aus waldgeschichtlicher Sicht zu eng gefaßt sei und zwischen dem Urwald und den Plantagen ein weites „undetailliertes, unbestimmtes, unklares Gebiet“ (v. HORNSTEIN & TÜXEN 1957: 322) liege.

„Forstgesellschaft ist ein eng begrenzter Begriff (Kunstforst). Viele Wirtschaftswälder, die nicht als Forstgesellschaft anzusprechen sind, sind deswegen noch nicht als natürlicher Wald anzusehen“ (ebd.: 323).

„Im europäischen Raum ist +/- alles, was unter den pflanzensoziologischen Begriff Waldgesellschaft fällt, von waldgeschichtlicher Betrachtung aus vom Menschen beeinflusst, positiv, nega-

tiv, roh, technisch. Wald und Forst haben beide die gleiche waldgeschichtliche Entwicklung ... [sie] unterscheiden sich nur durch den Grad menschlicher Einwirkung" (ebd.: 322f.).

So stellt auch SCAMONI (1966) fest, daß der Begriff der Forstgesellschaft nicht so einfach zu handhaben ist:

„Am klarsten scheint er bei Beständen nicht autochthoner Baumarten; noch relativ klar ist er bei Monokulturen autochthoner Baumarten, dann gibt es aber bei der Regeneration der natürlichen Vegetation zahlreiche Übergänge, die eine Zuordnung erschweren. Und sind gar Nieder- und Mittelwälder, die sehr starken anthropogenen Einflüssen ausgesetzt sind, zu ihnen zu rechnen?“ (ebd.: 298).

In der Diskussion, die sich an SCAMONIS Vortrag angeschlossen, berichtet SEIBERT, daß eine Zeitlang eine viel weiter gefaßte Definition des Forstbegriffes praktiziert wurde.

„Wir haben bei unseren Kartierungen, als ich noch in der Bundesanstalt war, in Eichen-Birkenwald-Gebieten (*Quercus roboris-Betuletum*) Eichenforsten kartiert: Eichenbestände in denen die Mischholzarten fehlten, weil die Eiche rein angebaut war, haben wir als Forstgesellschaften bezeichnet“ (SEIBERT in: SCAMONI 1966: 308).

Er bezeichnet diese Praxis (vgl. dazu ELLENBERG [1947] 1968) dann allerdings als eine „extreme Auffassung“ und schlägt vor, wieder nur Bestände mit gesellschaftsfremden Baumarten als Forsten zu bezeichnen. TÜXEN stimmt dieser Auffassung voll zu, bemerkt aber auch, daß die von ihm geprägten Begriffe doch zu eng gefaßt sind und nur einen kleinen Teil der realen Baumbestände erfassen.

„Ich bin mir bewußt, daß der Begriff Forstgesellschaft gegenüber dem der Waldgesellschaft keine strenge Grenze hat, sondern daß es ganz fließende Übergänge gibt“ (TÜXEN in: SCAMONI 1966: 309).

Deshalb betont er ausdrücklich die Intention des Begriffes Forstgesellschaft. Dabei wird deutlich, daß dieser eben keine streng pflanzensoziologische Kategorie ist, sondern auch eine ökonomische.

„Dies ist ja kein systematischer Begriff, sondern dies ist ja nur ein Wort, um den anthropogenen Einfluß deutlich zu machen und solch sehr anthropogene Kunstbestände von den natürlichen mit einem Schlagwort zu unterscheiden. ... Darum sollten wir ihn beibehalten, aber nun nicht eine allzu strenge Definition verlangen“ (ebd.).



Abb. 1: Plenterwald; der Wald als nachhaltig, bäuerlich bewirtschaftete Fläche (Fotos: Peter Pretscher)

Fig. 1: Selection forest; the wood as a sustainable, economic resource in rural areas

Wieder benutzt TÜXEN hier den Begriff der „natürlichen“ Waldgesellschaften, ohne auch diesen genauer zu erklären. Der Begriff scheint ohnehin in der pflanzensoziologischen Gemeinde unumstritten zu sein, obwohl er zumindest ebenso zweifelhaft ist, wie der der Forstgesellschaft. Es ist zu vermuten, daß TÜXEN mit „natürliche Waldgesellschaft“ das meint, was er 1956 als „heutige reale natürliche Vegetation“ bezeichnet hat, wobei er betonte, daß auch diese „nicht ganz frei von menschlichen Einflüssen zu sein pflegt“ (TÜXEN 1956:9 – vgl. auch TÜXEN 1968: 247). Trotz dieser wichtigen und deutlichen Einschränkung des Begriffes der „natürlichen Vegetation“ bzw. der „natürlichen Waldgesellschaft“ wird er in der pflanzensoziologischen Literatur – besonders in der naturschützerisch orientierten – mit „Natur pur“ gleichgesetzt. Diesem Kurzschluß ist auch die aktuell zu beobachtende Verkehrung des ebenfalls von TÜXEN (1956) entwickelten Konzeptes der „heutigen potentiell natürlichen Vegetation“ zu verdanken. Während TÜXEN ausdrücklich darauf hinwies, daß die potentiell natürliche Vegetation nur „gedacht“ (ebd.: 6) werden kann und „theoretisch konstruiert“ (TÜXEN 1957: 205) werden muß, also eine Hilfskonstruktion zur Abbildung des natürlichen Standortpotentials ist (vgl. auch HÜLBUSCH et al. 1979: 11ff.), wird sie heute fast ausschließlich zur naturschützerischen Kulissenschieberei vereinnahmt. Da werden dann genaue Pflanzpläne nach der angeblichen potentiell natürlichen Vegetation gebastelt, um irgendwelche vermeintlichen Naturzustände (wieder-)herzustellen. In diesem Zusammenhang werden verschiedene Laubholzforste zu „Naturwaldzellen“ (v)erklärt (vgl. kritisch dazu KLAUCK 1996: 347), d. h., die real vorhandene, durch menschliche Arbeit veränderte Vegetation wird mit der potentiell natürlichen Vegetation gleichgesetzt und vermengt. Die meisten Holzbestände sind zwar durch die natürlichen Standortbedingungen geprägt, aber deshalb noch lange nicht „natürlich“ oder „naturnah“.

„Dennoch sind Scharen von Biologen und Botanikern ausgezogen, um in den Beständen ‚Natur‘ zu suchen

und dementsprechend eine Waldsoziologie zu schreiben. Aber wer in den Forstgesellschaften ‚Natur‘ sucht, sieht freilich nicht die kulturbedingten Nutzungsspuren, die dann – sozusagen folgerichtig – in der Literatur der Waldsoziologie keine Erwähnung finden. Es wird so getan, als gäbe es sie nicht, als seien die Baumbestände ob ihrer langen Entwicklungszeit ‚von selbst‘ wieder zur Natur geworden, eine ‚Natur-Natur‘, wie LÜHRS (1994) sagt“ (KLAUCK 1996: 348).

Im Gegenteil wird aus der langen Debatte innerhalb der Pflanzensoziologie und der Vegetationskunde deutlich, daß es in Mitteleuropa keine völlig unberührten Urwälder gibt und die aktuell anzutreffenden Baumbestände durch menschlichen Einfluß veränderte „Ersatzgesellschaften“ darstellen. Eine brauchbare vegetationskundliche Pflanzensoziologie schließt immer die menschliche Nutzung mit ein und müßte dieses konsequenterweise auch für die Baumbestände tun. Noch immer aber hält sich der Glaube, im Wald (der bei uns immer ein Forst ist) die Natur zu finden. Noch immer wird der „Wald“soziologie unterstellt, sie bilde naturnahe Bestände ab (z. B. OBERDORFER 1992 Bd. IV: 138). Im Forst – besonders im „standortgerechten“ Laubforst – sind die Nutzungen wegen der langen Umtriebszeiten zwar nicht direkt erfahrbare; sie sind aber dennoch vorhanden und können ebenso aus der Vegetationsausstattung abgelesen werden wie die natürlichen Standortverhältnisse auch. Sie unterscheiden sich daher nicht grundsätzlich von anderen Ersatzgesellschaften wie z. B. Wiesen oder Äcker. Deshalb ist der Begriff des Forstes konsequenterweise auch nicht pflanzensoziologisch zu begründen, sondern er stellt eine waldbaulich (oder forstwirtschaftlich) zu begründende Kategorie dar – also eine ökonomische.

#### 4 Wald und Forst in der Landschaftsplanung

Die landschaftsplanerische Debatte um „Wald“ und „Forst“ knüpft an die vegetationskundliche Diskussion zur Klärung der Begriffe an. Wie bereits erwähnt, führte diese zu keinem klaren Ergebnis, weil ständig pflanzensoziologisch-systematische und waldbaulich-ökonomische oder naturschutzrechtliche und ideologische Perspektiven vermischt wurden. Die landschaftsplanerische Definition von Wald und Forst läßt deshalb die soziologische Betrachtung außen vor und verhandelt den Gegenstand eindeutig und ausschließlich über verschiedene Nutzungsformen und die dazugehörigen Philosophien bzw. Ideologien. Hier kann auf eine längere Tradition des Nachdenkens über das Grünland und den Grasacker (LÜHRS 1994) zurückgegriffen werden, wo bereits zwei grundsätzlich unterschiedliche Wirtschaftsformen und damit verknüpfte Philosophien/Ideologien beschrieben wurden. Die generelle Unterscheidung in Grünland = Bauerei und Grasacker = Landwirtschaft (vgl. auch GEHLKEN 1995) ist analog auch für die Gehölzbestände zu beschreiben, wie es BURG 1995 tut. Das „Prinzip Grünland“ steht hier für den Wald und das „Prinzip Acker“ für den Forst.

##### 4.1 Der Wald als Dauerkultur:

Die nachhaltige bäuerliche Form der Holzernte Charakteristisch für einen Wald ist, daß er – wie analog das Grünland – eine Dauerkultur darstellt, die über Jahrhunderte stabil bleiben kann. Am Bestandsaufbau sind immer verschiedene Baumarten unterschiedlichen Alters beteiligt, so daß im Prinzip neben jedem ausgewachsenen „erntereifen“

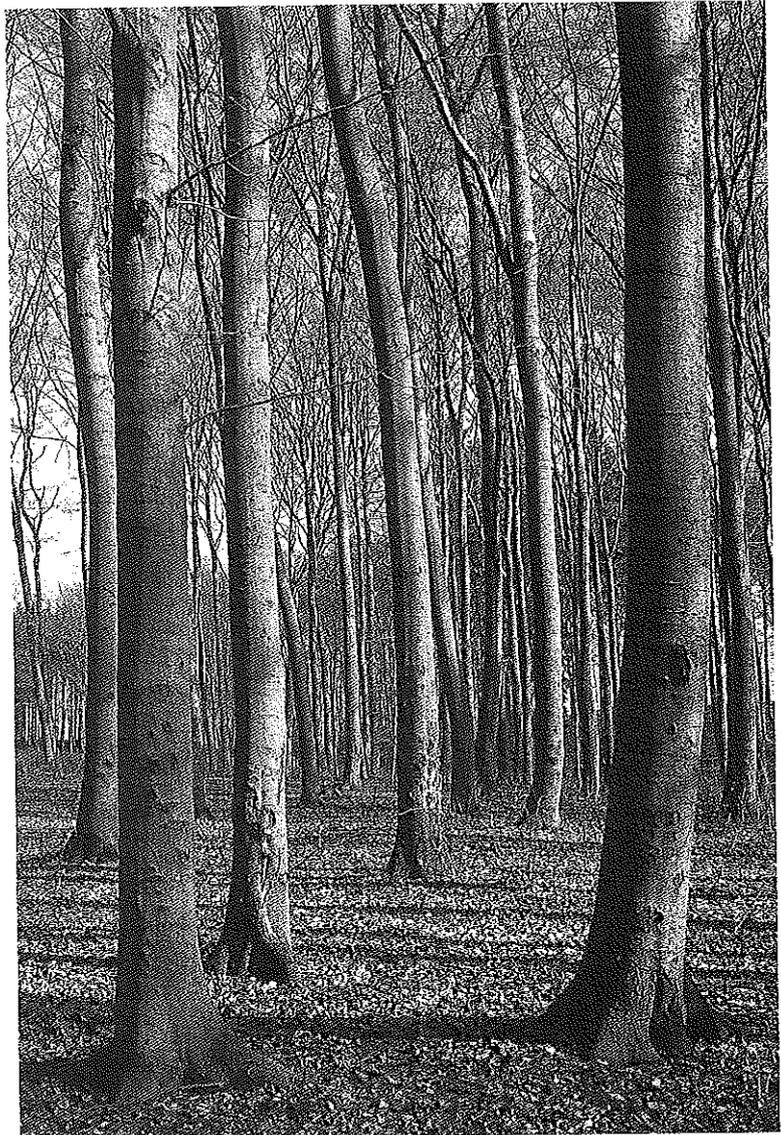


Abb. 2: Holzacker; Altersklassenforst als Fläche intensiver, industrieller Holzproduktion

Fig. 2: Woodland: wood of a certain age category, used for intensive, industrial timber production

Baum einer der nächsten und übernächsten Generation steht. In diesen Beständen erfolgt die Ernte als flächig verteilte Einzelstammentnahme. Diese Art der Ernte wird in der Forstwirtschaft „Plenterung“ genannt, weswegen diese Wälder auch Plenterwälder heißen. Die Erhaltung eines Plenterwaldes setzt voraus, daß die notwendige Arbeit kontinuierlich investiert wird; in der Regel jährlich. Dabei ist wichtig, daß die einzige Arbeit, die in einem Plenterwald anfällt, die Ernte ist. Sie ist auch gleichzeitig die Bestandspflege, so wie die kontinuierliche, kenntnisreiche Nutzung des Grünlands dessen beste Pflege ist.

„Die überlegte und bedacht durchgeführte einzelbaumweise Holzernte im Plenterwald dient nicht nur dem Einbringen des Ertrags, vielmehr hat sie auch gleichzeitig den Effekt der Bestandspflege, sie sorgt für die Regeneration der Bestände und stabilisiert die Plenterwaldstruktur. Darin liegt der Witz und die Klugheit des Plenterwaldes: die Ernte bringt den Ertrag nach Hause und schafft gleichzeitig die Bedingungen, daß es im nächsten Jahr wieder eine Ernte gibt“ (BURG 1995: 7).

So wird das ökonomische Prinzip, mit geringstem Aufwand höchsten Nutzen zu erzielen, im Plenterwald optimal

realisiert. Rein dienende Tätigkeiten, wie sie bei der Acker- oder Forstwirtschaft nötig sind, gibt es hier nicht, weil die Ernte gleichzeitig den Bestand „pflegt“. Die Ernte im Plenterwald ist dabei nie spezialisiert nur auf einen Zweck hin ausgerichtet, sondern enthält alles, was gerade benötigt wird. Der Ertrag setzt sich aus Holz verschiedener Qualität und Stärke zusammen. Der Plenterwald liefert somit Holz für die subsistenzuelle Verwendung (BURG 1995: 5) und eignet sich nicht für die industrielle Produktion normierter Massenwaren. Das Prinzip der Ernte für den eigenen durchaus wechselnden Bedarf schließt nicht die Produktion von Wertholz zum Verkauf aus. In einem klug bewirtschafteten gealterten Wald kann der Wertholzanteil sogar nach und nach ansteigen, womit er praktisch zur „Sparkasse“ des Waldbauern werden kann (ebd.: 13). Prinzipiell wird die Plenterwaldnutzung aber unspezialisiert durchgeführt und folgt nicht irgendeiner speziellen spekulativen Absicht.

Voraussetzung der ertragreichen und nachhaltigen Bewirtschaftung eines Waldes ist die Kundigkeit des Bewirtschafters. Die Erfahrungen, Kenntnisse und Fertigkeiten werden über die kontinuierliche Arbeit bewahrt und gleichzeitig beständig erweitert. Im Wald wie im Grünland hat jeder Ernteeingriff eine weitreichende Wirkung, und der Bestand „präsentiert für jeden Eingriff dieses Jahres die Rechnung im folgenden Jahre“ (KLAPP 1949: 160). Damit ist der Ertrag gleichzeitig die Prüfung der vorangegangenen Arbeit.

„Die Plenterwaldwirtschaft ... nutzt die ... Produktivität des Waldes für die subsistenzuelle Versorgung in einer Art und Weise, die die Fruchtbarkeit dauerhaft erhält und gleichzeitig die dazu nötige Kundigkeit traditional weiterträgt. Damit ist diese Art der Waldnutzung wesentlich auf eine bäuerliche Arbeitsphilosophie zurückzuführen (vgl. BERGER 1992; LÜHRS 1994; GEHLKEN 1995)“ (BURG 1995: 10).

#### 4.2 Der Forst als Holzacker: Die herrschaftlich/industrielle Form der Holzproduktion

Der Forst ist Ausdruck einer vom Wald vollständig verschiedenen Wirtschaftsweise. Er weist in Bestandsstruktur und Nutzungsphilosophie viel mehr Ähnlichkeiten zum Acker als zum Wald. Forsten sind – wie analog die Äcker – Altersklassenbestände, d. h., der gleichzeitigen flächigen Bestandsbegründung folgt eine Wachstumsphase, die von einigen nicht selbst produktiven dienenden (pfllegenden) Tätigkeiten begleitet wird, bis schließlich die flächenhafte Ernte des gesamten Bestands durchgeführt wird, worauf erneut die Bestandsbegründung folgt ... Die Umtriebszeiten der Bestände sind natürlich beim Acker erheblich kürzer als beim Forst, aber die Bewirtschaftungsformen unterscheiden sich nicht grundsätzlich. Im Forst gibt es auf ein und derselben Fläche in der Regel eine Ernte, die nicht wie beim Wald jährlich erfolgt, sondern im günstigsten Fall nur alle 60–80 bzw. 120 Jahre, beim Niederforst alle 5–25 Jahre. Die Forste werden wie die Äcker schlagweise geerntet und bestellt. Mit der Ernte wird das Produkt vollständig entnommen. Voraussetzung für eine neue Ernte ist deshalb eine erneute arbeitsintensive Bestandsbegründung. Eine Ausnahme bildet hier der Niederforst, der aus den verbliebenen Wurzelstubben erneut austreibt. Dieser flächige Begründungs- und Ernterhythmus stellt immer ein- altrige Bestände her, wodurch Wälder und Forste in der Regel schon phänologisch gut zu unterscheiden sind (wenn es denn noch Wälder gäbe). Im Forst spontan auftretender Gehölzunterwuchs muß bei dieser Wirtschaftsweise als Unkraut betrachtet werden und macht meist einen weiteren Pflegeschritt notwendig. Überhaupt ist die Forstwirtschaft durch einen hohen Anteil pflegender Tätigkeiten gekennzeichnet. Die verschiedenen „Reifephasen“ eines Altersklassenforstes werden immer wieder von Arbeiten begleitet, die selbst nicht produktiv sind (Jungwuchspflege, Dickungspflege, Durchforstung).

Bei der Endnutzung eines Forstes fallen dann auf einen Schlag große Mengen gleichförmigen Holzes an, die nur über einen Markt abgesetzt werden können. Daher eignet sich diese Nutzungsform nicht für einen subsistenzuellen Gebrauch. Der Forst ist auch bei gut zuwachsenden Beständen nie eine Art „Sparkasse“ wie der Wald, sondern er ist Ausdruck einer großangelegten Spekulation. Bei nur einer geplanten Endnutzung müßte der Bewirtschafter die Marktentwicklung bereits 100 Jahre im voraus planen. Weil das praktisch unmöglich ist, geht auch ein Großteil dieser Spekulationen nicht auf. Die dann praktisch wertlos herumstehenden Bestände tauchen heute als Forstbrachen überall in der Landschaft auf.

Im Gegensatz zur kundigen, erfahrungsgeleiteten Waldwirtschaft bietet der Forst auch kaum Möglichkeiten dazuzulernen. Die Forstwirtschaft stützt sich eher auf den Entwurf einer forstlichen Theorie als auf die akkumulierte Erfahrung der Waldbauern.

„Der Förster steht vor seinem Kahlschlag und überlegt, was nun zu tun ist. Pflanzmaterial kaufen, Wildgatter aufbauen ... und er beginnt mit seiner Arbeit am selben Punkt wie sein Vorgänger: ‚bei Null‘, denn der Forst ist ja weg. Der Plenterwald aber ist immer noch da“ (BURG 1995: 44).

#### 5 Schlußfolgerungen

Die Aufgabe der Landschaftsplanung ist – wie LÜHRS (1994) treffend formuliert hat – das „Erzählen einer Geschichte“ – in diesem Falle einer Geschichte über den Forst und den Wald. Im Gegensatz zur Forstwirtschaft wird die Landschaftsplanung allerdings im gesellschaftlichen Feld der immateriellen Produktion betrieben, d. h., das Produkt der Landschaftsplanung ist in der Regel ein Gedanke, eine Geschichte oder gegebenenfalls ein Rat (ebd.: 20ff.). Als im wesentlichen akademische Disziplin hat die Landschaftsplanung die meisten Entscheidungen nicht selbst zu treffen, sondern sie muß sie möglich machen. Dazu sind die Absichten, Bedeutungen, Folgen und Folgekosten verschiedener Maßnahmen ausführlich und nachvollziehbar darzustellen und zu formulieren. Unerlässlich für diese durchaus anspruchsvolle Arbeit ist eine kritische Reflexion der fachinternen Debatten und Praxen sowie eine genaue Begriffsbildung zur eindeutigen Verständigung über die behandelten Gegenstände.

Die dargestellte landschaftsplanerische Definition des Forstbegriffes macht deutlich, worum es vor diesem Hintergrund innerhalb der Profession gehen sollte. Statt Forsten und Wälder über ökologische oder ästhetische Kriterien zu definieren, sind die Begriffe als ökonomische Kategorien zu verstehen und zu behandeln. Die Landschaftsplanung muß daher eine Debatte über die unterschiedlichen Arbeitsökonomien und Betriebsphilosophien von Waldbau und Forstwirtschaft führen. Dazu muß sie die Nachhaltigkeit der Nutzung, bezogen auf die investierte Arbeit bzw. das investierte Kapital, aber auch bezogen auf die biotischen und abiotischen Produktionsgrundlagen (vgl. dazu schon TÜXEN 1929/1930), thematisieren, anstatt nur über die angebliche „Naturnähe“ oder „Naturferne“ der Holzbestände zu spekulieren. Denn Wald und Forst sind (zumindest in Mitteleuropa) eben nicht das vielbeschworene Sinnbild einer imaginären Natur, sondern sie sind – wie die übrige Vegetationsausstattung auch – Ausdruck gesellschaftlicher Naturaneignung und als solche auch professionell zu verhandeln.

#### 6 Zusammenfassung

Die Verwendung des Forstbegriffes innerhalb der Pflanzensoziologie, der Vegetationskunde und der Landschaftsplanung wird beschrieben. Während in den 50er Jahren die pflanzensoziologische Beschreibung der Bestände und die Diskussion ihrer systematischen und syntaxonomischen Stellung im

Vordergrund standen, wurden später in der vegetationskundlichen Debatte darüber hinaus auch ökonomische und kulturhistorische Belange verhandelt. Die Vermengung pflanzensoziologisch-systematischer und waldbaulich-ökonomischer Betrachtungen führt hier allerdings zu keiner befriedigenden Definition. Die landschaftsplanerische Betrachtung der Forste läßt dagegen die soziologisch-systematische Betrachtung außen vor und diskutiert den Begriff – in Anknüpfung an die vegetationskundlich-ökonomische Debatte – ausschließlich über die Nutzungsform und die dazugehörige Ideologie des „Holz-Ackers“.

### Summary

The use of the term 'Forst' (an English translation could be 'woodland') in phytosociology, vegetation science and landscape planning is described. While in the fifties the phytosociological characteristics and the syntaxonomy of 'Forst' systems had been the principal subject of debate, economic and cultural factors have since been foremost in discussions in vegetation science. The combination of phytosociological and systematical questions on the one hand with questions that refer to forestry or economics on the other, however, have not produced a satisfactory definition of the term. Landscape planning does not consider the syntaxonomy of the 'Forst' and defines the term – in continuation of the discussion of economics in vegetation science – as the result of a special form of land use and the associated ideology of a 'field of wood'.

### 7 Literatur

- AMMON, W. ([1937] 1995): Das Plenterprinzip in der Waldwirtschaft. Verlag Paul Haupt, Bern.
- AUTORINNENGRUPPE (1995): Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, vergleichen, verstehen. ... Diesmal: Bockholmwik in Angeln. Stud.-Arb. FB 13, GH Kassel: 1-284.
- BERGER, J. (1992): Sauerde, Geschichten vom Lande.
- BUCHWALD, K. (1951): Wald- und Forstgesellschaften der Revierförsterei Diensthooop, Forstamt Syke b. Bremen. Angewandte Pflanzensoziologie 1: 1-72.
- BURG, B. (1995): Der Rebstock – Waldnutzungsgeschichten. Diplomarbeit FB 13, GH Kassel: 1-65. unveröff. Mskr.
- ELLENBERG, H. ([1947] 1968): Wald- und Feldbau im Knyphauser Wald, einer Heide-Aufforstung in Ostfriesland. Ber. Naturhist. Ges. Hannover 112: 17-90.
- GEHLKEN, B. (1995): Von der Bauerei zur Landwirtschaft. Aktuelle und historische Grünlandvegetation im Stedinger Land. Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 36: 200-292.
- GLAHN, H. v. (1968): Der Begriff des Vegetationstyps im Rahmen eines allgemeinen naturwissenschaftlichen Typenbegriffes. – In: TÜXEN, R./Hrsg.: Pflanzensoziologische Systematik. Ber. Int. Sympos. Int. Ver. Veg.kunde 1964: 1-20. Junk, Den Haag.
- HAAG, M. (1994): Über die allmähliche Verfertigung des Wissens beim Vergleichen. Zolltexte 4/94: 24-31.
- HORNSTEIN, F. & TÜXEN, R. (1957): Waldgeschichte und Pflanzensoziologie. Ein Briefwechsel. Mitt. Flor.-soz. Arbeitsgem. N.F. 6/7: 320-328.
- HÜLBUSCH, K. H. (1986): Eine pflanzensoziologische „Spuren-sicherung“ zur Geschichte eines „Stücks Landschaft“. Landschaft und Stadt 18: 60-72.
- HÜLBUSCH, K. H. et al. (1979): Freiraum- und landschaftsplanerische Analyse des Stadtgebietes von Schleswig. Urbs et Regio 11: 1-216.
- KLAPP, E. (1949): Von Wesen und Leistung des Grünlands. Landwirtschaftlich-angewandte Wissenschaft. Vorträge der 3. Hochschultagung der Landwirtschaftlichen Fakultät Bonn-Poppelsdorf: 153-169. Bonn.
- KLAUCK, E. J. (1996): Moorbirken und Schwarzerlenforste auf nassen Standorten im Hunsrück. Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 40: 339-390. Kassel.
- LÜHRS, H. (1994): Die Vegetation als Indiz der Wirtschafts-geschichte, dargestellt am Beispiel des Wirtschaftsgrünlands und der GrasAckerBrache – oder Von Omas Wiese zum Queckengrasland und zurück? Diss. GH Kassel, Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 32: 1-210. Kassel.
- MEISEL-JAHN, S. (1955): Die Kiefernforstgesellschaften des nordwestdeutschen Flachlands. Angewandte Pflanzensoziologie 11: 1-126.
- OBERDORFER, E./Hrsg. (1992): Süddeutsche Pflanzengesellschaften Teil IV: Wälder und Gebüsch. Fischer, Jena/Stuttgart/New York.
- PANOFKY, E. (1979): Ikonographie und Ikonologie. – In: KAEMMERLING, E./Hrsg.: Bildende Kunst als Zeichensystem: 207-225. Köln.
- PASSARGE, H. (1962): Zur Gliederung und Systematik der Kiefernforstgesellschaften im Hagenower Land. Arch. Forstwesen 11: 295-308. Berlin.
- SCAMONI, A. (1963): Forstgesellschaften. Biol. Rundschau 1 (2): 87-89. Jena.
- SCAMONI, A. (1966): Kiefernforsten. – In: TÜXEN, R./Hrsg.: Anthropogene Vegetation. Ber. Int. Sympos. Int. Ver. Veg.kunde 1961: 298-311. Junk, Den Haag.
- SEIBERT, P. (1966): Diskussionsbeitrag zu: SCAMONI, A.: Kiefernforsten. – In: TÜXEN, R./Hrsg.: Anthropogene Vegetation. Ber. Int. Sympos. Int. Ver. Veg.kunde 1961: 309-310. Junk, Den Haag.
- SISSINGH, G. (1975): Niederländische Nadelforsten und ihr Humus als Substrat für ihre Vegetation. – In: TÜXEN, R./Hrsg.: Vegetation und Substrat. Ber. Int. Sympos. Int. Ver. Veg.kunde 1969: 317-341. J. Cramer, Vaduz.
- TÜXEN, R. (1929/1930): Über einige nordwest-deutsche Waldassoziationen von regionaler Bedeutung. Sonderdruck aus dem Jahrbuch der Geographischen Gesellschaft zu Hannover für das Jahr 1929: 1-64. Hannover.
- TÜXEN, R. (1950): Neue Methoden der Wald- und Forstkartierung. Mitt. Flor.-soz. Arbeitsgem. N.F. 2: 217-219.
- TÜXEN, R. (1956): Die heutige potentiell natürliche Vegetation als Gegenstand der Vegetationskartierung. Angewandte Pflanzensoziologie 13: 5-42.
- TÜXEN, R. (1957): Die heutige potentiell natürliche Vegetation als Gegenstand der Vegetationskartierung. Berichte zur deutschen Landeskunde H. 2: 200-246.
- TÜXEN, R. (1961): Wesenszüge der Pflanzengesellschaften als lebendiger Baustoff. Angewandte Pflanzensoziologie 17: 64-70.
- TÜXEN, R. (1966): Diskussionsbeitrag zu: SCAMONI, A.: Kiefernforsten. – In: TÜXEN, R./Hrsg.: Anthropogene Vegetation. Ber. Int. Sympos. Int. Ver. Veg.kunde 1961: 309-310. Junk, Den Haag.
- TÜXEN, R. (1968): Zum Schicksal des niedersächsischen Buchenwaldes. Mitt. Flor.-soz. Arbeitsgem. N.F.13: 244-257.
- ZERBE, S. (1994): Das *Galio harcynici-Culto-Piceetum* als Fichten-Forstgesellschaft bodensaurer Waldstandorte im deutschen Mittelgebirgsraum. Tuexenia 14: 73-81.
- ZERBE, S. & SUKOPP, H. (1995): Gehören Forste zur Vegetation? Tuexenia 15: 11-24.

### Anschrift des Autors:

Dipl.-Ing. Bernd Gehlken  
Hauptstr. 14  
D-34355 Spiekershausen